



Men in Black: Matthias Brandt und Christian Petzold kürzlich an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Frankfurt

Foto Hansjörg Rinsberg

Zeigen, dass wichtig ist, was wir tun

Warum Manuel Neuer systemrelevant ist und wir Künstler nicht: Der Schauspieler Matthias Brandt und Regisseur Christian Petzold über Filmarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie.

Sie haben gerade mit Schauspielstudenten der Frankfurter Hochschule für Musik und Darstellende Kunst gearbeitet. Wie geht das bei Corona-Bedingungen?
BRANDT: Szenisches Arbeiten ist derzeit schwierig, daher haben wir ein klassisches Seminar gemacht. Wir haben uns ein schönes Hufeisen in den Raum gebaut, Filme gesehen und über Besonderheiten der Filmschauspielerei gesprochen.

PETZOLD: Anders hätte ich das auch nicht gemacht. Virtuell unterrichten, das geht in unserer Arbeit nicht. Wir brauchen das Gespräch, den Blickkontakt, die physische Anwesenheit.

Interessant, dass das ein Filmregisseur sagt, das verfilmte Bild ist ihr Medium.
PETZOLD: Aber die Arbeit am Bild ist physisch, und die Leute, die im Kino sitzen, sind ebenfalls anwesend. Ohne Physis sind Filme nicht möglich. Ich selbst werde erst wieder drehen, wenn die Logistik nicht mehr durch Corona eingeschränkt ist, und wenn ich dafür noch zwei Jahre warten muss.

BRANDT: Es wird ja wieder gedreht, aber auch ich tue mich damit schwer. Die Dreharbeiten sind offenbar im Minutentakt geregelt. Wer sich küsst, muss vorher fünf Tage in Quarantäne. Das ist bizarr, obwohl ich grundsätzlich alles befürworte, was stattfindet, denn ich habe Angst, dass das Publikum sich sonst daran gewöhnt, dass wir Künstler nicht mehr auftreten.

Eine der Lehren aus Corona ist, dass vieles, was immer da war, uns plötzlich als kostbar und schützenswert erscheint.

BRANDT: Ich habe das gemerkt, als ich neulich das erste Mal nach dem Ausbruch der Pandemie wieder auf einer Theaterbühne stand, für eine Lesung. Ich hatte vergessen, wie schön und besonders das ist. Vorher hatte ich nur einmal eine Autokino-Lesung in Mannheim, das war allerdings verrückt und ziemlich lustig.

Inwiefern?

BRANDT: Da gucken dich lauter Autos an. Ich selbst war auf der Leinwand im Groß zu sehen, und der Ton ging über UKW auf die Autoradios. Aber da diese modernen Autos ein unberechenbares Eigenleben haben, passierte dauernd etwas, die Leute schlossen sich ein, hier fing es an zu blinken, da rauschten Klimaanlage los und alle waren unterwegs damit beschäftigt, die Technik im Zaum zu halten. Hüpen durfte am Ende niemand, dafür gab es Lichtapplaus per Scheinwerfer.
PETZOLD: Und Matt Damon entgegen: Und die Autos nicht mehr von der Stelle kommen, alles schon vorgekommen.

Dass wir Lesungen ins Autokino verlegen müssen, hatten wir vor Corona nicht gedacht. Und doch: Als ich aus ge-

gebenem Anlass noch mal „Contagion“ gesehen habe, war ich verblüfft, wie nah Soderbergh in seinem Film von 2011 an unsere Realität herankommt.

PETZOLD: Das Kino der letzten zwanzig, dreißig Jahre hat nicht nur in „Contagion“, sondern auch in vielen anderen Filmen, „Walking Dead“ oder „Wall-E“, Seuchen, Viren und Weltzerstörung zusammengebracht. Das Kino weiß immer sehr viel früher, was passieren wird.

Wie erklären Sie sich das?

PETZOLD: Das Kino ist den Mythen und der Überlieferung verpflichtet. Es dringt in die verborgensten Geschichten, die Ängste und Traumata der Menschen vor. Und weil das Kino ein Langsam-Apparat ist, der unendlich viel Zeit zur Vorbereitung benötigt, ist er der Zeit zugleich voraus. Deshalb kennt das Kino keine Gegenwart. Anders als das Fernsehen, das vor allem auf die Gegenwart reagiert, orientiert sich das Kino am Vergangenen, um die Zukunft zu verstehen. Deshalb ist es so modern. Weil es zurückschaut, wie Benjamins Engel der Geschichte.

BRANDT: Das Kino beschäftigt sich viel direkter mit den Ängsten als die anderen Künste. Die Literatur fürchtet ja stets, im Genre zu landen, weshalb Ornamente eingearbeitet werden, um dem Eindruck von Unmittelbarkeit entgegenzuarbeiten. Das Kino hat diese Furcht nicht. PETZOLD: Weil das Kino keinen Erzähler hat, sondern als kollektiver Apparat viele Stimmen versammelt. Das Kino liebt das Lagerfeuer nicht nur als Motiv im Film, es ist selbst ein großes Lagerfeuer. Als ich neulich zum ersten Mal wieder im Kino war, habe ich gemerkt, wie sehr mir das gefehlt hat und wie wenig Streamingdienste einen Kinoabend ersetzen können.

Gerade im Shutdown stellte sich bei vielen eine Übersättigung dieser bestimmten Netflix-Dramaturgie ein, als hätte man zu viel Süßes gegessen.

PETZOLD: Netflix ist nicht Hollywood. Die allermeisten Serien sind Lebenszeitvernichtung. Der Algorithmus tut zwar so persönlich – Hey, du, guck mal, das könnte was für dich sein –, aber in Wahrheit ist das eiste vollkommen sinnlos.
BRANDT: Ich hatte zuletzt auch große Sehnsucht nach dem klassischen Filmformat. Nicht jede Geschichte eignet sich dazu, auf acht Folgen gestreckt zu werden, viele wären in neunzig Minuten besser aufgehoben. Diese Zeitspanne ist magisch. Es ist doch kein Zufall, dass ein Fußballspiel genau so lange dauert. Natürlich, es ist toll, wenn sich beim Schauen das Gefühl einstellt: Ich möchte, dass es nie aufhört. Aber soll man dem nachgeben als Regisseur?

PETZOLD: In „Contagion“ kann man sehen, wie Verdichtung funktioniert. Da gib es eine Szene, in der Matt Damon im Krankenhaus erfährt, dass seine Frau gestorben ist. „Sag mal, was spielte ich da?“, hat Damon damals den Regisseur gefragt: „Soll ich method-acting-mäßig zusammenbrechen und schreien? Oder stellst du die Kamera dreihundert Meter weit weg und zeigst damit, wie mich der Tod und die Einsamkeit umgarn?“

Und dann kommt im fertigen Film der Arzt mit der Todesnachricht...

PETZOLD: Und Matt Damon entgegen: Mmh, ja, kann ich denn jetzt rein und mit meiner Frau sprechen? Was für eine phantastische Idee. In der Verknappung, nicht in epischer Breite wird hier ein Kippmoment in Bilder übersetzt.
BRANDT: Eine Situation, die nicht zu ver-

kraften ist, wird über Asynchronität erzählt, die Zeitebenen verschieben sich. Nachricht und Reaktionen driften auseinander, was für ein sagenhafter filmischer Moment.

PETZOLD: Wir haben „Contagion“ auch mit den Studenten gesehen, und wir waren überrascht, wie viel aus der Filmgeschichte sie nicht kannten. Das ist das Drama mit den verführerischen Algorithmen, die alles Unbekannte ausblenden und uns stattdessen nur *more of the same* anbieten. Damit geht Wissen verloren.

BRANDT: Als säßen wir an einem Bahnhof und lauter Züge kommen an und fahren wieder ab, aber wir bleiben sitzen.

PETZOLD: Kenn ich nicht, steig ich nicht ein.

BRANDT: Dabei sind es oft die unerwarteten Zumutungen, die Überforderungen durch das Unbekannte, an denen wir wachsen.

PETZOLD: Die Fähigkeit, uns zu verirren, ist uns abhandgekommen, einer falschen Spur zu folgen. Stattdessen gehen wir mit dem Routenplaner durch die Stadt und sehen nur, was für uns vorgesehen ist.

Wenn Kunst neue Wege zeigt, kommt es Ihnen gerade nicht so vor, als falle die Fiktion hinter der Gegenwart zurück?

PETZOLD: Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Ich fühlte mich total gewappnet durch fünfzig Jahre Kinogucken. Als ich aus Paris zurückfuhr, ich wusste noch nicht, dass ich mich mit Covid-19 infiziert hatte, hörte ich im Radio die Ankündigung des Shutdowns. Ich kam in meine Wohnung und dachte: Puh, mal sehen, was das bedeutet. Kurz darauf lag ich mit Fieber im Bett. Die wichtigste Erkenntnis für mich ist die, wie wichtig das Gemeinwesen ist, der öffentliche Raum. Das Kino hat das immer schon gewusst. Die Pandemie hat uns eindringlich gezeigt, was es heißt, eingeschlossen zu sein. Dieses Ausgeliefertsein hat uns sensibilisiert für das, was Gesellschaft ausmacht.

Sie waren schwer erkrankt?

PETZOLD: Ich war an Covid-19 erkrankt und lag fast vier Wochen im Bett. Mir ging es elend, ich hatte Fieber und konnte kaum anderes tun, als stundenlang aus dem Fenster zu schauen. Da bekam ein Vogel, eine Wolkenformation oder ein bestimmter Geruch ganz besondere Intensität. Dieses Gefühl von Krankheit hatte ich zuletzt als Kind. Dieser Blick hinaus, wo Kinder spielen, diese Sehnsucht nach dem Außen. Die Erkrankung hat bei mir tatsächlich eine große Sehnsucht nach der Welt hervorgerufen.

Und hat wozu geführt?

PETZOLD: Ich wollte vor Corona eigentlich einen dystopischen Film drehen und hatte schon daran gearbeitet. Nach der ersten Fieberwoche hatte ich darauf gar keine Lust mehr, sondern malte mir aus, einen Film zu machen, der das Leben feiert. Daran arbeite ich jetzt.

Was hat Corona mit Ihnen gemacht jenseits von blinkenden Scheinwerfern, Herr Brandt?

BRANDT: Zuerst war ich neugierig. Was passiert da, wie fühlt sich das an? Schnell wurden dann allerdings die fatalen Folgen klar. Ich selbst bin in der einigermaßen luxuriösen Situation, dass ich über diese Zeit kommen werde, da ich vorher viel gearbeitet habe. Aber vielen meiner Kollegen geht das nicht so. Schauspieler leben oftmals auf Kante, da darf nichts passieren, und nun ist etwas passiert, was noch

lange nicht vorbei ist. Viele Künstler sind in Not, und das beschäftigt mich sehr. Daran knüpfen sich weitere Fragen: Was haben wir für einen Stellenwert in der Gesellschaft mit dem, was wir tun? Die Antworten waren nicht zu überhören, wenn man sieht, dass die Leistungen eines Manuel Neuer als systemrelevant erachtet werden und das, was wir machen, eben nicht.

Was folgt daraus für Sie?

BRANDT: Ich bin noch nicht am Ende mit meinen Überlegungen. Es kommt mir vor wie im Privaten, da gibt es auch Krisen, und manchmal ist es so, dass eine Klärung auch zum eigenen Nachteil eine Erleichterung sein kann: Wir wissen jetzt um unsere Nichtwichtigkeit. Wir sind mit dem, was wir tun, auf der Bühne, im Kino, im Konzerthaus, viel weniger in der Gesellschaft verankert, als ich immer geglaubt habe. Zeitweise hatte ich sogar das Gefühl, dass meine Angst vor der Entbehrlichkeit größer ist als die Entbehrung selbst, dieser stumme Hilferuf: Ich will nicht verschwinden. Und doch kann aus dieser Bewusstwerdung neues Selbstbewusstsein wachsen. Wir sind eben gefordert, stärker zu begründen, warum es uns gibt und warum das wichtig ist, was wir tun. Das kann uns auch niemand abnehmen, auch keine Institution, wir müssen uns selbst legitimieren.

Das klingt sehr pessimistisch. Dass viele europäische Länder Corona-Nothilfen für Künstler geschürt haben, Deutschland und Frankreich jeweils zwei Milliarden Euro für die Kunst bestimmt haben, ist Ihnen nicht genug. Ausweits für Systemrelevanz der Kunst?
BRANDT: Die Festangestellten, die Leute am Theater oder an der Oper, die sind geschützt. Aber die freien Künstler haben keine Chance.
BRANDT: Und natürlich kann man auf dem Standpunkt stehen, als freier Künstler hat sie eine Entscheidung getroffen und weißt, worauf du dich einlässt. Aber das enthebt die Gesellschaft trotzdem nicht von ihrer Pflicht der Fürsorge, wenn Künstler in Not geraten.

Worin unterscheidet sich für Sie die Krankheitserfahrung von anderen?
BRANDT: Ich vermute, es ist gar nicht die Krankheit an sich, die den Unterschied macht, sondern die gesellschaftliche Situation, die sie verursacht: dass wir nämlich alle nicht wussten und immer noch nicht genau wissen, was wir damit jetzt eigentlich machen sollen, außer, zu Hause zu bleiben. Dieses Eingeständnis als Gesellschaft, nicht zu wissen, was zu tun ist – haben wir nicht, wissen wir nicht, können wir nicht –, diese Erfahrung wird uns verändert aus der Krise hervorgehen lassen.

Und was machen Sie als Schauspieler mit diesen neuen Erfahrungen?

BRANDT: Ich lebe ja immer in einem Selbstbeobachtungs- und Beobachtungs- und Verwertbarkeitsmodus. Ich bin ein Sammler von Situationen und Gefühlen. Wie ein Fischer, der mit einem Schleppnetz durch die Gegend fährt. Oft bleibt etwas hängen darin. Das landet dann erst mal in meinem inneren Schuppen.
PETZOLD: Das klingt nach innerem Messie!

BRANDT: Im Gegenteil! Fürs Spielen ist das ganz wichtig. Da lagert sich was ab und wird irgendwann wieder aufgewirbelt. Was das allerdings sein wird, das weiß ich jetzt noch nicht.

Das Gespräch führte Sandra Kegel